

Radio Bremen Zwei – Morgenandachten KW 37/2020 (6. bis 12. September)
Ingo Wilberding

Sonntag, 6. September 2020
Gibt es die Hölle?

Gibt's die Hölle? „Wäre doch schade, wenn es die Hölle nicht gibt!“, so überraschte mich neulich jemand. Und zwar ziemlich auf dem falschen Fuß, muss ich zugeben. Diese Aussage musste sich erst einmal setzen – Die Hölle. Ein schwieriges Thema. Lange Zeit Bestandteil von Droh-Predigten im Sinne von „Wenn du nicht dies und das tust, dann kommst du in die Hölle“. Und immer auch gleich gesetzt mit ewiger Verdammnis. Einmal Hölle – immer Hölle. Die guten nach oben, die schlechten nach unten.

Vielleicht ist heute am Sonntag ja kurz Zeit, etwas genauer zu sortieren.

Wie ist's denn mit Himmel und Hölle? Was passiert nach dem Tod?

Gibt es so etwas wie Verantwortungsübernahme für das, was ich getan oder nicht getan habe, nach dem Tod? Oder ist alles Friede, Freude, Eierkuchen, Gott hat alle Menschen lieb und wir kommen alle in den Himmel? Da kann ich nicht dran glauben. Und will es auch gar nicht!

Aber ewige Verdammnis für kleine Fehltritte? Einmal Sünder, immer Sünder, egal, wie viel Gutes ich zwischendurch so tu?

Da kann ich auch nicht dran glauben. Und will es auch gar nicht!

Ich glaube, dass eben nicht egal ist, was ich auf Erden tue. Hier auf Erden nicht und eben nach dem Tod auch nicht. Ich glaube, den Menschen erwartet noch etwas viel Größeres, Schöneres, Anderes.

Aber nicht als freier Eintritt in einen Vergnügungspark, sondern in Verantwortung dafür, wie ich mein Leben in der Verbindung zu meinen Mitgeschöpfen und zu Gott gelebt habe.

Und ich glaube, dass das, was uns erwartet, so groß und so vollkommen ist, dass es sich dafür zu leben lohnt! Dass es sich anzustrengen lohnt. Das heißt für mich auch, dass der Glaube für mich Relevanz für beide Seiten des Todes hat.

Er äußert sich ganz konkret in dieser Welt in meinem Leben. In meinem Eintreten für andere, in meinem Versuch, das vom Evangelium zu leben, was ich verstanden habe.

Und ganz konkret in diesem Leben in meinem sündig-sein, anderen etwas schuldig-bleiben, in meiner Ungerechtigkeit der Schöpfung und ihren Bewohnern gegenüber.

Denn der Glaube ist immer ganz konkret. Er meint mich, nicht ein unpersönliches „man“. genauso wie Gott mich meint und keinen unpersönlichen Jemand.

Und hier kommt die Verheißung ins Spiel: Genauso hat er eine Wohnung für mich vorbereitet auf der anderen Seite des Todes.

Darauf kann ich mich verlassen. Es wird keine Hölle im Sinne von ewiger Verdammnis geben, davon bin ich überzeugt. Aber es wird eine Hölle geben, wo ich – ganz persönlich ich – Verantwortung übernehmen muss für das, was ich nicht getan habe, wo ich Schuld auf mich geladen habe.

Und nach dieser Zeit der Prüfung nimmt Gott mich an. Mit all meiner Schuld, mit all meinen Fehlern und mit all meinen guten Vorsätzen.

Und dann: Wird es ein Festmahl sein, wie er uns verheißen hat.

Montag, 7. September 2020

„Blablabla“

Während ich gerade an meinen Morgenandachten schreibe, fällt mit ein Artikel aus der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ über Phrasen in die Hand. Die „Neue Zürcher Zeitung“, so steht dort zitiert, hat sich unter der Überschrift „Blablabla“ mit dem modernen nichtssagenden Sprech auseinandergesetzt.

Sprachphrasen als Form der Konfliktvermeidung, Worthülsen aneinandergereiht, um einen möglichst breiten Konsens herzustellen und bloß keinen vor den Kopf zu stoßen.

Zum Beispiel ist „suboptimal“ so ein Wort. Was meinen wir, wenn etwas Suboptimal verlaufen ist?

Bockmist meinen wir eigentlich!

Kommt für mich die Frage auf, wie ist's denn eigentlich, wenn wir vom Glauben sprechen?

Reihen wir fromme Worthülsen aneinander? Sind wir darauf aus, einen möglichst großen Konsens zu erreichen? Bloß niemanden vor den Kopf stoßen?

Weil die Botschaft ja für alle gilt, muss sie auch für alle gleichermaßen gut passen?

Das wäre total suboptimal, denke ich!

Die Botschaft des Glaubens ist geradezu dazu da, Menschen vor den Kopf zu stoßen!

Alle die Ungerechten und Betrüger, Mauschler und heimlichen Strippenzieher, die Lebensvergifter und Umweltzerstörer, Hochnäsigen, Wichtigtuer, Scheinheiligen und Übergriffigen mussten sich von Jesus schon anhören, wie suboptimal ihr Verhalten in Gottes Licht besehen ist.

Und sie sollten es sich auch heute von uns, die wir an Gott glauben, anhören müssen.

Ich versuch es mal an einem Beispiel: Arm und Reich sind ständige Begleiter in unserem Leben. Jeden Tag sind wir angefragt, welche Bedeutung diese Kategorien in unserem Leben haben.

Und dann wieder berichten die Nachrichten von Naturkatastrophen oder kriegerischen Auseinandersetzungen in armen Ländern, von der zusammenbrechenden Wirtschaft oder überbordender Korruption in Schwellenländern und darüber, dass auch hier bei uns die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander geht.

Was passiert mit mir, wenn ich all das höre?

Wie stelle ich mich dazu?

Und: Wie stelle ich mich als Christ dazu?

Schon die Bibel ist voll von Vergleichen und Berichten über arm und reich.

Immer wieder kommt ans Licht, wie der Reiche mit seinem Reichtum umgeht oder eben nicht und wie der Arme in der Armut stecken bleibt.

Und ich heute?

Der Reichtum ist global gesehen eher suboptimal verteilt, die Menschen sollten doch ... und die Mächtigen und die Wirtschaft müssten doch ... also man sollte wirklich ...

Stop! Bockmist!

Ich bin gemeint. Wenn ich mit meiner kleinen Kraft und Stimme nicht anfangen, gegen Ungerechtigkeit aufzustehen, dann tut es vielleicht keiner so, wie ich es tun könnte.

Dann verkommen wir in Worthülsen und großem blablabla.

Und ich kann mir ganz sicher sein: Gott ist auf meiner Seite und unterstützt mich.

Selbst wenn die Kirche noch in Worthülsen steckt.

Dienstag, 8. September 2020

Mariä Geburt

Heute feiert die katholische Kirche das Fest Mariä Geburt. Und ich gebe zu, in nicht so sehr katholisch geprägten Gegenden ist dieses Fest eher unbekannt.

Warum also feiern wir das Geburtsfest der Mutter Jesu? Eine kleine Spurensuche.

Die Herkunft eines Menschen prägt das Bild dieses Menschen mit. Manchmal wirkt die Herkunft auch bis in die Zukunft hinein – manchmal mit allen Ungerechtigkeiten und fehlender Chancengleichheit, die das mit sich bringen kann.

Ein Blick in das Neue Testament der Bibel bringt in Sachen Herkunft Mariens – nichts. Nichts von ihrer Geburt, nichts von ihren Eltern, nichts von der sozialen Herkunft.

Erst später in der Geschichte der jungen Kirche wächst das Interesse an ihrer Herkunft: Die Mutter von Jesus muss ja jemand sehr besonderes sein!

Apokryphe Schriften und frühchristliche Legenden wissen zu berichten, dass die Eltern von Maria Joachim und Anna waren. Beide aus einem vornehmen Priestergeschlecht.

Sie waren seit 20 Jahren verheiratet und sehr unglücklich, weil sie keine Kinder bekommen hatten. Joachim wird als kinderloser Mann beschimpft und verstoßen.

Und auch schon Marias Geburt wird im Traum von einem Engel verkündet.

Von solch frommen Geschichten weiß das Neue Testament nichts zu berichten.

Jesus betritt die Bühne der Evangelien als Unbekannter.

Sohn eines Tischlers aus einem kleinen, unbekanntem Kaff.

Niemand weiß, woher er kommt, es interessiert sich auch niemand dafür, wo er herkommt, geschweige wo seine denn seine Eltern herkommen.

Den Schreibern der Evangelien und den Menschen, von denen sie berichten, scheint es völlig genug zu sein, von den Ideen und Begeisterungen Jesu zu erzählen.

Bei der kurzen Bestandsaufnahme stellt sich mir die Frage: Worauf achte ich?

Geht's um Geburt, Stammbaum und Netzwerk? Oder geht's um den Menschen, seine Ideen und seine Haltung? Und hier geht es nicht um eine Abwertung Marias, sondern um eine Hinwendung zur Person.

Ich glaube, Maria war aus sich heraus eine starke Frau, die sich gegen viele Meinungen und Hindernisse aufgelehnt hat. Unverheiratet schwanger, mit einer schier unglaublichen Gottesgeschichte konfrontiert.

Und so reicht das für meinen Geschmack schon.

Ich brauche nicht zu wissen, ob sie eine Hochwohlgeborere war.

Und so habe ich auch ihren Sohn, Jesus, kennen gelernt.

Er guckte nicht auf die Herkunft, das Netzwerk und die Geschichten, die jemanden umgaben.

Es war egal, ob sie Ausländerin oder er Ausgestoßener war. Ganz im Gegenteil. Gerade ihnen hat er sich zugewandt.

Das alles, diese dem Menschen zugewandte Grundhaltung, scheint auch seine Mutter ihm mitgegeben zu haben.

Und das allein schon macht sie zu einer Frau, die gefeiert gehört.

Also: Alles Gute zum Geburtstag, Maria!

Mittwoch, 9. September 2020

Vergeben und verzeihen

„Es tut mir leid.“ Ein eigentlich einfacher Satz, aber ziemlich schwierig auszusprechen manchmal. Ich bin im Unrecht, ich habe jemandem Unrecht getan oder etwas ziemlich verbockt und ich bitte um Entschuldigung.

Oder Ent-Schuldung, ich bitte den Anderen, dass er meine Schuld aufhebt.

Noch herausfordernder als „Es tut mir leid“ finde ich persönlich die Aufgabe, auf jemanden zuzugehen, die oder der mir Unrecht getan hat. Eigentlich wäre sie oder er an der Reihe, auf mich zuzugehen und um Entschuldigung zu bitten.

Aber ich warte nicht, sondern ich mache den ersten Schritt.

Die Kunst hier besteht wohl darin, nicht zu belehren, hochnäsiger und herablassend zu sein, sondern schlicht und einfach zu sagen: „Ich möchte, dass es wieder gut ist zwischen uns.“ Eine hohe Hürde. Aber eben auch eine große Erleichterung. „Ich möchte, dass es wieder gut ist zwischen uns.“

Nicht nur für dieses Mal, sondern auch mit Auswirkungen auf die Zukunft.

Wenn ich mich dem anderen öffne und ihm vergebe, kann ich auch leichter eine Entschuldigung annehmen, wenn sie auf mich zukommt!

Für ein gelingendes Zusammenleben ist es unerlässlich, dass wir einander vergeben können und uns mit anderen wieder versöhnen. Schließlich kommt es andauernd vor, dass ich mit jemandem aneinandergerate, dass ich anderen etwas schuldig bleibe.

Ich benehme mich schlecht, ich schätze eine Situation falsch ein, ich spreche ein schnelles, unbedachtes Wort und schon ist die Atmosphäre vergiftet.

Mehr noch: Manchmal merke ich gar nicht, was ich angerichtet habe.

Wenn ich dann nicht wenigstens im Nachhinein verstehe, was ich falsch gemacht habe und in der Lage bin, mich zu entschuldigen, wird das Problem eher größer als kleiner. Totschweigen klappt nicht.

Ich muss über meine Schatten springen können, einen Fehler zugeben und benennen, was ich falsch gemacht habe.

Vielleicht zuerst peinlich, aber es bewirkt eine atmosphärische Veränderung.

Souveräner Umgang mit der eigenen Schuld, könnte man sagen.

Und das Gefühl der Peinlichkeit zeigt schon die zweite Dimension:

In der Vergebung steckt auch immer die Anforderung, mir selber vergeben zu können.

Die Vergebung zielt darauf hin, dass nichts bleibt zwischen den Menschen. „Ich möchte, dass es wieder gut ist zwischen uns“ sagt genau das.

Und noch etwas: Dass das nicht leicht ist und Übung und Ausdauer erfordert, wusste schon Jesus. Auf die Frage hin, wie oft denn dem Nächsten zu vergeben sei, antwortet er: „Wenn dein Bruder sich siebenmal am Tag gegen dich versündigt und siebenmal wieder zu dir kommt und sagt „ich will mich ändern“, so sollst du ihm vergeben“.

Donnerstag, 10. September 2020

Hört noch jemand zu?

Die herausfordernde Zeit, die die Gesellschaft und auch die Kirche gerade durchmacht, lässt die Frage aufkommen: Hört noch jemand zu? Oder andersherum: Hat die Kirche noch etwas zu sagen?

Viele Christ*innen haben in der aktuellen Zeit das Gefühl, es kommt nichts mehr von der Kirche, gerade zu der Zeit als keine Gruppentreffen stattfinden konnten und jetzt, da die Besucherzahlen eingeschränkt sind und die Gottesdienste in einer sehr herausfordernden Art gefeiert werden.

Und ja, es ist wohl tatsächlich so. Viele Teile der Kirche befällt eine seltsame Sprachlosigkeit und es mangelt an Kreativität. Ein wenig scheint das Talent abhandengekommen, den Menschen Trost und Mut zuzusprechen in einer Sprache und Form, die auch bei den Menschen ankommt.

Ein Blick auf Jesus mag helfen. Er verkaufte sich und seine Botschaft nicht mit komplizierten Texten und apostolischen Rundschreiben, die alle Menschen über einen Kamm scheren. Sondern er sprach so, wie die Menschen seiner Zeit ihn auch verstehen konnten.

Für die Fischer stellte er Vergleiche des Reiches Gottes mit dem Fischfang an, für die Bauern waren es Vergleiche mit dem Saatgut und dem Ernten und die Gelehrten versetzte er ins Staunen über die Größe und Schönheit der Natur.

Jesus geht es immer um den konkreten Menschen. Auf sie und ihn zugeschnitten findet er das gute Wort, das aufrichtet, befreit, heilt.

Was heißt das also für heute? Zuerst einmal ist es der Auftrag: Macht es genauso! Schreibt keine Vorschriften, die von Brasilien bis Bitterfeld alles regeln wollen, sondern schaut auf den Menschen.

Geht auf den Menschen zu, nehmt seine Sorgen und Nöte wahr und arbeitet gemeinsam an der Lösung und Befreiung.

Ich bin fest davon überzeugt, dass Botschaften von Gottes Nähe und Liebe auch heute wahrgenommen werden. Und sie werden gebraucht!

Die Wissenschaft liefert uns täglich neue Erkenntnisse über Ansteckungen, Immunisierungen und Infektionsketten.

Was sie uns nicht sagt, ist, dass wir bei allem, was uns unsicher macht, in Gottes Hand geborgen sind. Und zwar nicht nur die, die sich nicht anstecken, sondern alle. Auch im Leid und auch im Tod.

Diese Überzeugung öffnet die Herzen und macht kreativ und frei.

Neue Formen zu finden, mit den Menschen in Kontakt zu kommen und zu bleiben. Trotz Maske und Abstand.

Alte Formen zu bewahren wenn sie gut sind und zu verändern, wenn es an der Zeit ist.

Gut bringt es ein Hochgebet im Gottesdienst auf den Punkt:

„Lass die Gläubigen die Zeichen der Zeit verstehen und sich mit ganzer Kraft für das Evangelium einsetzen. Mache uns offen für das, was die Menschen bewegt, dass wir ihre Trauer und Angst, ihre Freude und Hoffnung teilen.“

Freitag, 11. September 2020

Faire Liebe

„Liebe deinen Nächsten.“ Das ist einer der großen Aufträge Gottes an uns. Schon in den Geboten des Alten Bundes ist die Nächstenliebe eng mit der Gottesliebe und Selbstliebe verbunden. Wer den Nächsten liebt, hat schon einen großen Teil der Gebote erfüllt.

Jesus zieht uns noch einen Schritt weiter: Liebe nicht nur deinen Nächsten, liebe deinen Feind! Wer nur dem Guten tut, von dem er auch Gutes zu erwarten hat, was ist das wert? So fragt er ziemlich provozierend.

Liebe und Feind. Geht nicht zusammen, denke ich.

Vielleicht liegt's ja an dem Wort Liebe. Heute ein ziemlich großes Wort mit vielen unterschiedlichen Bedeutungen.

Je nachdem, wer zu wem von Liebe spricht, scheint eine andere Facette des Wortes gemeint zu sein: Tierliebe oder Liebe zur Natur, die Liebe zum Detail oder zur Kunst.

Natürlich die Liebe der Eltern zu ihren Kindern oder die Liebe unter Geschwistern.

Immer ist Liebe hier etwas, das aus sich heraus wächst und auf gar keinen Fall verordnet werden kann.

Nächstenliebe im biblischen Sinne geht, so glaube ich, eher in Richtung dessen, was wir heute als Fairness bezeichnen würden. In der Sprache Jesu, dem Aramäischen, bezeichnet das hier gebrauchte Wort nicht so sehr das zärtliche Gefühl, das wir heute mit dem Wort Liebe verbinden.

Also: Sei fair zu deinem Nächsten.

Sei trotzdem fair zu den Menschen, die sich dir gegenüber nicht fair verhalten.

Liebt einander heißt dann also in heutigem deutsch: Seid fair zueinander, auch wenn es Überwindung kosten sollte. Der andere ist genauso ein Mensch wie du.

Konkret: Nimm ihren oder seinen Standpunkt ein. Wie würde es dir an seiner Stelle gehen?

Jesus geht es um eine Veränderung der Welt – und die fängt im Kleinen an, bei jeder und jedem selbst.

Liebe und Fairness sind Dinge, die man nicht per Dekret verordnen kann. Wenn sie nicht von einer inneren Überzeugung getragen sind, sind sie das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben stehen.

Ihm geht es um einen gerechten Ausgleich zwischen den Menschen – Fairness ist immer auch die Abkehr vom Recht des Stärkeren.

Es geht nicht um Sozialismus – es geht darum, mit dem Eigenen großzügig umzugehen, damit es gerecht und fair zugeht. Im besten Sinne eine soziale Gesellschaft.

Und im Wort Jesu liegt am Ende auch ein Versprechen: „Ihr sollt eure Feinde lieben und Gutes tun und leihen, wo ihr nichts zurück erhoffen könnt. Dann wird euer Lohn groß sein und ihr werdet Kinder des Höchsten sein; denn auch er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen.“

Samstag, 12. September 2020
Urlaubsgedanken

Da sitze ich im Urlaub spät am Abend außerhalb der Stadt auf der Wiese und gucke in den Himmel.

Das habe ich früher schon gern gemacht, wenn ich mit der Kirchengemeinde im Zeltlager war und wir irgendwo auf einer Wiese die Zelte aufgeschlagen hatten.

Besonders in der „blauen Stunde“ am Abend, an dem so langsam Stern um Stern am Himmel sichtbar wird. Und wer von uns den ersten Stern sieht, hat gewonnen.

Wie ich so da liege und in den Himmel gucke, stellt sich die Frage nach Gott.

Ja? Oder nein?

Wo verorte ich ihn?

Wo „wohnt“ Gott?

Ich schaue hoch in dieses unvorstellbar, unglaublich, unaussprechlich und undurchdringlich große Universum. Und irgendwo am Rand, oder in der Mitte, oder wo auch immer, die Erde. Wir.

Wie ist da Gott?

Es wirkt so unglaublich groß – ist er also noch viel größer als das?

Oder eben ganz viel kleiner?

Ist er es, der die Galaxien und Sternhaufen, Planeten und Sonnen in Schwung hält?

Und wie sieht er dann mich?

Wie gut tut da die Verheißung Jesu: „Verkauft man nicht fünf Spatzen für zwei Pfennige? Und doch ist nicht einer von ihnen vor Gott vergessen. Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt. Fürchtet euch nicht!“

Egal wie klein ich mir gerade vorkomme – auf dem Feld liegend oder sonst wo: Dieser Verheißung kann ich trauen.

Ich liebe dieses Herum-Philosophieren über die Größe und Unendlichkeit Gottes, über die Wunder der Schöpfung und des Lebens.

Es bringt mich zum Staunen und macht mich gleichzeitig demütig.

Und: Dankbar. Denn: Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt.

Ich wünsche Ihnen ein schönes Wochenende!